

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde
Band: 22 (1918-1920)

Artikel: Karl unter den Weibern
Autor: Singer, S.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-112027>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hexenglaube und Volksmedizin. S. 134: So geht es fort, hoch einher auf den Schwingen der Zeit, verflucht gebildet und zu oberst auf der Leiter der Aufklärung, bis — eine Kuh krank wird, oder man keine Kälber mehr am Leben behält, dann lässt man hexen, — bis einem ein Tuch gestohlen wird oder Strümpfe, dann schickt man zur Wahrsagerin — — oder der Senn schlechte Käse macht, dann kriegen die Kapuziner Ziger und Anken, dass das ganze Kloster zu glänzen anfängt, wie Moses glänzte als er vom Berge kam, oder bis einem der Finger weh thut, dann schickt man sein Wasser einem Gütterler, oder hängt gar ein Bündelchen an; und wenn einem endlich das Gewissen weh thut, so wird man Neutäufer oder katholisch, oder lässt einige alte Weiber für sich beten.

Totbeten. S. 114 fg.: Aber man denkt doch an den Tod, hofft, der liebe Gott werde einem den Gefallen erweisen, werde das Elend ansehen und den Tod [des verhassten Ehegatten] schicken zur Befreiung, ja man bittet ihn sogar darum, sei es selbst, sei es durch Kapuziner.

Karl unter den Weibern.

Unter diesem Titel hatte ich im ersten Bande unseres Archivs, S. 42 f., eine Notiz erscheinen lassen, in der ich auf die merkwürdige Ähnlichkeit aufmerksam machte, die eine Erzählung in den von Tscheinen und Ruppen herausgegebenen Walliser Sagen, S. 112, mit der aus der „Kaiserchronik“ bekannten Sage von Karl dem Grossen und dem Jungfrauenherr zeige. Die Übereinstimmung in Details ist so stark, dass mir Zweifel aufstiegen, ob es sich hier um eine wirkliche Volkssage oder um ein durch mittelbare oder unmittelbare Kenntnis der Kaiserchronik beeinflusstes literarisches Erzeugnis handle. Ich richtete daher am Schlusse des kurzen Aufsatzes „an alle Leser dieser Zeitschrift die Anfrage, ob sie über diese Sage, resp. über die Quelle, aus der Herr Kaplan Moser, der uns persönlich unbekannt ist, geschöpft haben könnte, etwas zu berichten vermöchten“. Als eine Art Antwort auf meine Anfrage erscheint mir nun die Erzählung, die ein Herr B. Zurbriggen, der mir ebenfalls persönlich ganz unbekannt ist, in den von dem Historischen Verein von Oberwallis, Brig 1907, herausgegebenen Walliser Sagen I, 12, Nr. 6, unter Hinweis auf meinen Artikel unter der gleichen Aufschrift „Karl unter den Weibern“ veröffentlicht. Er erzählt mit anderen Worten wieder aus Zermatt die gleiche Geschichte, aber Wunder über Wunder! sie hat sich durch zwei weitere Züge aus der Kaiserchronik, auf welche ich in meinem Aufsätze hingewiesen hatte, vermehrt. Als in Abwesenheit sämtlicher Männer, die einen Kriegszug unternommen haben, im Dorfe Zermatt ausser dem Pfarrer und dem Sigrüst, der den Namen Karl führt, nur Weiber und Kinder vorhanden sind, unternehmen die Bewohner von Aosta einen Raubzug gegen das Dorf. „Am Triftbach, damals Bomofier genannt, sass der Sigrüst auf einem Stein und weinte heisse Tränen, so dass der Stein noch heute nass ist“; vgl. Kaiserchronik 14921 „hiute ist der stein naz da Karl ufe saz“. Es folgt nun die Erzählung ziemlich inhaltlich übereinstimmend mit der ersten Fassung: wie Karl das Weiberheer um sich sammelt, und wie die Feinde, erschreckt über die hochbrüstigen Krieger, kampfflos davonziehn. Dann aber heisst es weiter; „Als sie am Furgbach in die saftigen Alpentriften kamen, machten sie Halt. Keulen und Sensen steckten sie in die Erde und knieten dankerfüllt

nieder, um dem hohen Schlachtenlenker für die wunderbare Rettung zu danken. Und siehe, Welch ein Wunder! Als sie sich wieder erhoben, hatten die dürren Holzschäfte ausgeschlagen, grüntem und blühtem, so dass daraus ein duftiger Garten geworden, und der Ort bis auf den heutigen Tag noch Garten genannt wird. Noch heute lebt die Sage von Karl unter den Weibern im Munde des Volkes fort.“ Dass die Sage fortlebt, wundert mich weniger, als dass sie sich fortdauernd aus der alten Kaiserchronik des XII. Jahrhunderts ergänzt. Denn Kaiserchronik 14992 ff. wird erzählt: „Die ruhmvollen Jungfrauen kamen an eine grüne Wiese. Als heermüde Helden pflanzten sie ihre Lanzenschäfte auf. Sie warfen sich auf die Erde und dankten Gott für die Guttat, die er an ihnen getan. Dort blieben sie über Nacht. Da geschah ein grosses Wunder: die Schäfte ergrüntem, belaubten sich und erblühtem. Deswegen heisst er noch heute der Schäftewald.“

An der Volkstümlichkeit der Tradition, dass ein Dorf aus dem sämtliche Männer mit Ausnahme eines einzigen weggezogen sind, von Feinden überfallen wird, dass dieser Eine mit den als Männer gewappneten Weibern die Feinde so erschreckt, dass sie sich zur Flucht wenden, zweifle ich nicht. Es handelt sich um ein internationales Erzählungsmotiv. Im Abendland am berühmtesten ist die Sage von den Winilern, den spätern Langobarden, und ihrem Kampfe mit den Wandalen, wie sie uns Paulus Diaconus berichtet. Ich gebe sie nach den Deutschen Sagen der Brüder Grimm:

„Es waren die Winiler zwar mutige und kräftige Helden, an Zahl aber gering. Nun traten die Wandalen vor Wodan und flehtem um Sieg über die Winiler. Der Gott antwortete: denen will ich Sieg verleihen, die ich bei Sonnenaufgang zuerst sehe. Gambara aber trat vor Frea, Wodans Gemahlin, und flehte um Sieg für die Winiler. Da gab Frea den Rat: die Winiler Frauen sollten die Haare auflösen und um das Gesicht in Bartes Weise zurechten, dann aber frühmorgens sich dem Wodan zu Gesicht stellen, vor das Fenster gen Morgen hin, aus dem er zu schauen pflegte. Sie stellten sich also dahin, und als Wodan ausschaute bei Sonnenaufgang, rief er: was sind das für Langbärte? Frea fügte hinzu: wem du Namen gabst, dem musst du Sieg geben. Auf diese Art verlieh Wodan den Winilern den Sieg, und seit der Zeit nannten sich die Winiler Langbärte, Longobarden.“

Näher aber steht eine Geschichte, die in den Liedern der Hudhailiten berichtet wird. Von diesen Liedern sagt Brockelmann, Geschichte der arabischen Literatur, Leipzig 1901: „Lieder des Stammes Hudhail geben uns Belege der Volkspoesie. Freilich stammt nur ein kleiner Teil dieser Lieder noch aus der heidnischen Vorzeit, die meisten sind von Muslims gedichtet. Aber wir werden sehen, dass der Islam in den beiden ersten Jahrhunderten auf die Denkweise und auf die Dichtung der Araber bei weitem nicht den Einfluss ausübte, den man hätte erwarten können.“ Wir haben es also mit einer Tradition zu tun, die mindestens so alt ist wie die Erzählung des Paulus, des Geschichtsschreibers der Langobarden, und wir werden annehmen dürfen, dass wir bei ihm ein internationales Novellenmotiv im Gewande der Helden- und Göttersage antreffen wie ja von der Leyen so viele Märchen in den Liedern der Edda nachgewiesen hat. Nun gebe ich den Text der arabischen Erzählung, etwas gekürzt, nach Wellhausen, Skizzen und Vorarbeiten, 2. Lieder der Hudhailiten, Berlin 1884, S. 149:

Taabbata Sharran, ein unternehmender, kühner, gewalttätiger Mann brach mit einer Raubschar von Hause auf. Als er an den Eingang von Idam kam, fand er eine Niederlassung, in der nur Frauen zuhause waren ausser einem einzigen Manne. Als dieser den Taabbata gewährte, geriet er in Furcht vor ihm. Und er ging zu den Frauen, und sie lösteu auf sein Geheiss ihre Haare auf und trugen ihre Röcke als Überwürfe nach Männerweise und nahmen von ihren Zelten Stangen, welche Schwerter vorstellen sollten, und hängten sie an Wehrgehenken, welche er daran gemacht hatte, über die Achseln. Dann machte er sich mit ihnen auf, indem er sie wie Kriegervolk antrieb und anschrie, so dass er Taabbata und seine Gefährten in Furcht versetzte.

Bern.

S. Singer.

Bergspiegel.

(Zu Archiv XXI, 219 f.)

Einen ähnlichen Ruf wie Mattmann Kandi in Luzern genoss der jüngst verstorbene Scharfrichter Mengis. Das „Berner Tagblatt“ vom 1. Februar 1918 berichtete nach den „Basler Nachrichten“: Vor einigen Jahren verschwand auf dem Schwarzwald ein Mädchen. Es wurde allerhand gemunkelt, aber die Untersuchung förderte nichts zu Tage. Der eigene Vater stand im Verdacht, und nachdem er dies inne wurde, erklärte er offen, dass er zum Mengis nach Rheinfelden gehe, seine Unschuld werde sich dann schon erweisen. Das wirkte, wie den „B. N.“ geschrieben wird. Man sagte sich, ein Mensch mit einem schlechten Gewissen geht doch nicht zum Mengis. Der Mann kam also zum Mengis und erzählte ihm seinen Fall. Mengis sah ihn scharf an, drehte seinen martialischen Schnurrbart und frug ihn, ob er ihm nun alles gesagt habe, auf dessen Bejahung forderte er den Mann auf, in den an der Wand hängenden Spiegel zu schauen. „So, und was haben Sie gesehen?“ „Nichts“ sagte der Mann. „Nun dann gehen Sie nach Hause, und wenn Sie die Gartentür öffnen, wird der Mörder in der Nähe des Hauses sein.“ Die Medizin wirkte. Nach einigen Tagen wurde er verhaftet wegen seines auffälligen Benehmens und erklärte vor dem Untersuchungsrichter: „Der Mengis in Rheinfelden hat einen Spiegel, wo man jeden, der eine Schlechtigkeit begangen hat, drin sieht.“ Herr Mengis wurde dann als Zeuge vor Gericht geladen. Der Richter fragte ihn, ob das stimme mit dem Spiegel, worauf er antwortete: „Sid dr au no so dumm?“ Wegen Beamtenbeleidigung erhielt er dann eine Geldbusse.

Sonst s. noch über Bergspiegel meine „Aufsätze und Vorträge“, Seite 39, Anmerkung 1.

Bern.

S. Singer.

Zur Sitte der Kiltsprüche.

In seiner eingehenden Abhandlung über die Kiltsprüche (ARCHIV 18, 121) führt P. Geiger als älteste Anspielung ein Gedicht von J. Bürkli aus dem Jahre 1783 an. Etwas Ähnliches scheint gemeint zu sein, wenn Felix Platter in seiner Selbstbibliographie (hrsg. von Fechter, Basel 1840, S. 166) von seiner Verlobungszeit (1557) sagt: „Ich gieng hernoch oft spazieren in meiner zukünftigen hus, doch so viel möglich heimlich, do ich vil narrenwerk, wie die leut thunt, so sy by iren liebsten sindt, anfang und redet, doruf sy mir bescheidenlich (witzig, schlagfertig) kont antworten.“

E. H.-K.